

Kann ein Schwarzer böse sein?

Ben Stiller ist der Star in Neil LaButes „This is how it goes“ am New Yorker Public Theatre, das zur Debatte über „black acting“ beiträgt

Ein Mann kommt in die amerikanische Kleinstadt zurück, in der er vor zwölf Jahren die High School besucht hat. Vor dem örtlichen Sears-Kaufhaus trifft er zufällig die schöne Belinda wieder, die damals seine heimliche Liebe war. Der Mann hat gerade seinen Job als Rechtsanwalt geschmissen, ist frisch geschieden und ohne Bleibe. Da passt es gut, dass ihm Belinda gleich die neu ausgebaute Wohnung über der Garage ihres Hauses anbietet. Sie ist inzwischen mit Cody verheiratet, seinerzeit Sport-Crack der Schule, inzwischen erfolgreicher Businessman, und, oh yeah: ein Schwarzer. Doch auch hinter der perfekt gestylten Fassade dieser aufgeklärten american beauty lauert das nackte Hausfrauenelend. Denn Cody ist obsessiv, eifersüchtig, schlägt seine Frau und geht notorisch fremd. So ist es kein Wunder, dass sich zwischen Belinda und dem Mann rasch etwas Zartes anbahnt. Nach kurzem Hickhack der Rivalen beim Grillen und Joggen stehen zuerst Cody und Belinda vor dem Scheidungsrichter, und kurz darauf der Mann und Belinda vor dem Traualtar. Diese Geschichte ist natürlich zu schön, um wahr zu sein, vor allem aber zu glatt, um als Plot des erfahrenen Theaterautors und Filmemachers Neil LaBute durchzugehen. Aufgetischt wird sie uns von einem namenlosen Mann (man), der durch die Handlung von LaButes neuem Stück „This is how it goes“ führt, sie nach Gutdünken unterbricht und – während die gerade gespielte Szene zum Standbild erstarrt – kommentiert, sich auch mal für ein gerade gefallenes Schimpfwort entschuldigt, sie weiterlaufen lässt, und dieselbe Szene, wenn sie ihm dann doch ein bisschen zu krass erschien, in einer neuen Version noch einmal von vorn spielen lässt. Doch was soll man glauben? Dieser Erzähler ist zwar offenbar allwissend, aber, wie er bereitwillig zugibt, nicht sonderlich glaubwürdig: „Die Wahrheit ist ja so verdammt flüchtig.“ Das ist aber nicht der einzige Grund, warum er nur scheinbar damit herausrückt. Oder jedes Mal eine andere serviert. Denn der Interessenkonflikt ist fast unauflöslich: Als Erzähler eigentlich der Wahrheit verpflichtet, will er als Akteur, der er ja auch ist, natürlich vor allem gut aussehen. Und der hat einiges zu verbergen. Im Dienste des „looking good“ setzt er die Wahrheit aus Modulen von austauschbaren Realitätsvarianten nach dem Prinzip der Beliebigkeit zusammen.

LaBute geht es mit „This is how it goes“, das im New Yorker Public Theatre mit Starbesetzung erfolgreich uraufgeführt wurde, nicht mehr um die Relativität der

Wahrheit, wie Kurosawa in seinem Film „Rashomon“ – mit dem das Stück von der amerikanischen Kritik immer wieder in Zusammenhang gebracht wird. Der lässt nämlich die weiseste seiner Figuren am Ende sagen: „Das Entsetzliche ist, dass es keine Wahrheit zu geben scheint“. LaBute ist – trotz aller Ambitionen – doch weniger Philosoph als Kurosawa und näher beim ausgebufften Story-Teller Hitchcock. Dem (ursprünglich übrigens von Patricia Highsmith erfundenen) Komplott der „Zwei Fremden im Zug“ soll nämlich der miese Deal nachempfunden sein, mit dem die beiden Männer des Stückes Belinda hin- und herschachern. Nur so viel sei hier verraten, zumal der Autor selbst offenbar vor der Londoner Premiere noch heftig an seinem Text bastelt. Was dem Stück sicher gut tut, denn LaButes „Deal“ ist nur ein sehr dünner Aufguss von Hitchcocks Komplott, und überhaupt wirkt das Stück in der New Yorker Fassung noch wie eine etwas unausgegorene Mischung aus (streckenweise wirklich packendem) Psychosozialdrama, dramatischer Versuchsanordnung und philosophischem Anspruch.

Ein regelrechter Coup ist dem Regisseur George C. Wolfe mit der Besetzung der Hauptrolle gelungen. Ben Stiller, der nice guy von Nebenan, noch lebhaft in Erinnerung als tolpatschiger Schwiegersohn der Fockers, spielt den Mann, von dem sich herausstellen wird, dass er zwielichtig ist, und führt die Zuschauer damit zunächst auf eine falsche Fährte. Wenn das Licht angeht, steht er schon da. Einfach sympathisch! Die Hände in den Taschen seines cremefarbenen Jacketts vergraben, beginnt er sofort zu reden: „Ok. This is how it goes ...!“ Mit der Attitüde eines Mannes, der beim Absacker in der Bar irgendwelchen Leuten eine interessante Story im Sinne von „Stellen Sie sich mal vor, was mir passiert ist ...!“ erzählen will. Da hat Belinda (Amanda Peet, deutschen Kinobesuchern bekannt aus „Was das Herz begehrt“) gerade hinter ihm auf einer Bank Platz genommen. Als sie ihm wenig später, beiläufig fast, von ihrer Ehe mit Cody erzählt, deutet die kleine Schrecksekunde in seinen Augen schon darauf hin, was dann kommt. Das ist nicht der sympathische Ben Stiller, den wir alle kennen und mögen, das ist ein ziemlich unverhohlener Rassist. Wenn er die ersten Witze über die sexuelle Potenz der Schwarzen macht, lachen die Zuschauer noch, unbehaglich zwar und etwas fassungslos über so viel politische Unkorrektheit. Später, als er Cody nach Afrika zurückschicken will und sogar das hässliche „N“-Wort ausspricht, reagieren sie lautstark. Und Stiller, ein Virtuose der improvisierten Kommunikation, kontert brillant.

Andererseits ist auch Cody ein Ekel, OBWOHL er ein Schwarzer ist. Wir haben ja gesehen, wie er Belinda schlägt. Oder war das ein Fake? Amanda Peet glauben wir aber, wenn sie in der Grill-Szene von ihrer Ehe sagt, sie sei wie ein Spaziergang „auf Nadeln und zerbrochenem Glas“. Das kann, muss aber nicht daran liegen, dass Cody ein Schwarzer ist. „Wir sind so verschieden“, sagt sie immer wieder. LaBute wagt sich hier auf schwieriges Terrain. In einem Interview erklärte er, die Inspiration zu dem Stück (dessen Titel übrigens von einem Song von Aimee Mann stammt) sei ihm durch den Brief eines Kinobesuchers gekommen, der durch den Kuss, den Renée Zellweger Kuss in LaButes Film „Nurse Betty“ Morgan Freeman gebe, so angewidert war, dass er ihm ankündigt, er werde sich nie wieder einen seiner Filme ansehen. Wow, sagte sich LaBute und schrieb ein Stück über Rassismus.

Es gibt in New York z.Zt. zwei kulturelle Ereignisse die in der immer noch von Weißen dominierten Szene überdurchschnittlich viele schwarze Zuschauer anziehen: die große Basquiat-Retrospektive im Brooklyn-Museum of Art und Denzel Washington als Brutus in der Daniel Sullivans Inszenierung von „Julius Cäsar“, auch er – wie Ben Stiller – gegen seinen Typ des „edlen Schwarzen“ besetzt. Der Kritiker des „New Yorker“ hat kürzlich festgestellt, dass schwarze amerikanische Schauspieler nicht dafür bezahlt würden zu spielen (act), sondern „schwarz“ zu spielen (act *black*): also die Projektion des Weißen vom Schwarzen. Morgan Freeman hat kürzlich in einem Interview gesagt „I don't play black; I am black!“ Und Jeffrey Wright spielt den Cody auf beeindruckende Weise als arrogantes Arschloch, aber er spielt ihn nicht *black*.

*Sabine Heymann*